

## Industriekultur: Vom Nutzen zum Nachteil für das Ruhrgebiet?\*

Am Anfang steht eine Beobachtung aus dem Jahre 1926. Obwohl nicht aktuell, führt sie uns trotzdem mitten ins Thema. Beobachter ist ein Mann, der für seine Fähigkeit bekannt wurde, hinter die Dinge zu schauen: Joseph Roth, Reiseschriftsteller, Romancier des alten Österreich und Journalist der Neuen Sachlichkeit.

„Hier im Ruhrgebiet ist der Rauch ein Himmel, der alle Städte verbindet“, schreibt Roth. „Wie eine graue Kuppel wölbt er sich übers Land. Sonne, die ihn durchstoßen will, wehrt er ab und hüllt sie in dunkle Schwaden. Rauch ist Opfer, Gott und Priester. Man erzeugt ihn hier mit einem Fleiß, der mehr ist als Andacht. Indem man ihn erzeugt, betet man ihn an.“

Der Rauch, den Roth beschreibt, ist längst verschwunden. Aber das Rauchschwaden-Image ist geblieben und es wird gepflegt – mit großer Andacht und jenem Sakralisierungsgestus, der – wie wir gerade gesehen haben – schon die reale Industriearbeit im alten Revier heiligte.

Nur geht man heute nicht mehr in die Kirche, sondern ins Museum, genauer gesagt, ins Industriemuseum. Nirgends sonst sind diese zahlreicher als im Ruhrgebiet. Nirgendwo sonst werden die Routen der Industriekultur und Industrienatur so eindrucksvoll ausgebaut; sind industriekulturelle Ausstellungen so opulent wie zwischen Rhein, Ruhr und Emscher. Nirgends sonst sehen sich Kohle- und Abraumhalden ab einer gewissen Höhe mit Landmarken modernster Kunst bekrönt; verwandeln sich nächstens so viele Industriebrachen und ausrangierte Hochöfen in Lichtdome und erleuchtete Gesamtkunstwerke.

Gleichgültig, von wo aus man sich dem Ruhrgebiet nähert, überall künden braune Schilder von der industriekulturellen Vergangenheit. Fast möchte man von einem Frontalangriff der Industriegeschichte auf die übrige Zeit sprechen. Denn die Räume sind von Industriegeschichte buchstäblich zugestellt – und nicht nur die Räume, sondern auch die Planungshorizonte und Zukunftsperspektiven. „Der Pott kocht“. Nicht von ungefähr lautet so der Slogan der letzten großen Marketingkampagne des Kommunalverbandes Ruhrgebiet und nicht zufällig rühmt sich gerade diese Kampagne ihres „industriehistorischen Markenkerns“.

Auch die Wissenschaft der Region ist Feuer und Flamme für die Industriekultur. Roland Günter beispielsweise beschreibt mit beinahe heiligem Ernst die „Kathedralen der Arbeit“ im sogenannten „Tal der Könige“. Für Eckhard Pankoke von der Universität Essen ist In-

dustriekultur so etwas wie der Schlüssel zur Zukunft; ein Passepartout der Zugänge eröffnet – zu einer provokativen und produktiven Begegnung mit der regionalen Geschichte des alten Reviers; zu einer größeren Sensibilisierung für die strukturellen Gegenwartsprobleme der Region und schließlich auch noch zu einer intensiven Beschäftigung mit den kulturellen Ausdrucksmöglichkeiten des neuen Ruhrgebiets.

Der Essener Soziologe hat kürzlich die Philosophie des industriekulturellen Ansatzes auf den Punkt gebracht. Hören wir ihm deshalb einen Augenblick lang zu:

Für Pankoke ist die Montanregion Ruhrgebiet eine ganz und gar künstliche Region. Sie musste im Bewusstsein ihrer Künstlichkeit planvoll in Szene gesetzt werden, von Architekten, Ingenieuren und Konstrukteuren, die von außen kamen und sich hier – fasziniert von der sozialen und kulturellen Dynamik des Raumes – konstruktiv einbrachten.

Deshalb müsse auch das postmoderne Ruhrgebiet planvoll in Szene gesetzt werden – möglichst mit und durch Industriekultur. „Aus alten Stärken neue Chancen gewinnen“, so heißt die Devise. Durch positive Umwertung sollen die alten Verhältnisse in einem neuen Licht erscheinen. Aus Altlasten, die eigentlich stören, wird kulturelles Erbe, auf das man stolz sein kann. Aus Relikten industrieller Architektur werden Kristallisationspunkte, die jetzt das öffentliche und kulturelle Leben bestimmen. Das reviertypische proletarische Milieu der großen Enge wird zur sprudelnden Quelle einer starken Kultur der sozialen Nähe und zur Voraussetzung für eine offene Bürgergesellschaft Ruhrgebiet. Aus den einstigen Wahrzeichen der Industriekultur werden schließlich eindrucksvolle Landmarken, die neue Horizonte regionaler Verbundenheit eröffnen.

Es ist mit Händen zu greifen: Der Konstruktivismus lebt und feiert fröhliche Urständ im theoretischen Strebwerk dieser industriekulturellen Philosophie. Damit soll sich die Region am modisch eingefärbten eigenen Schopfe aus dem Sumpf ziehen. Industriekultur ist das „Modem“, das sie anschlussfähig macht an die neue Zeit. Wir werden allerdings der Frage nachgehen müssen, ob dabei nicht einige wichtige Anschlüsse übersehen wurden und andere heillos überlastet sind.

Die unübersehbar konstruktivistische Komponente in der Philosophie der Industriekultur mag auch deshalb so ausgeprägt sein, weil dieser Ansatz nicht von unten gewachsen ist. Er ist vielmehr von außen bzw. von oben implementiert worden. Es mag manchen erstaunen: Aber im Ruhrgebiet selber ist der Stolz auf die alte Industrie keineswegs selbstverständlich und noch relativ jung. Die Region kam industriekulturell erst zu sich selber, als sie industriell schon längst nicht mehr bei sich war, das heißt, als sie mitten im Strukturwandel steckte.

Schon vor Jahren hat der Politikwissenschaftler Karl Rohe darauf aufmerksam gemacht, dass die Besinnung auf das industrielle Erbe des Reviers nicht von den alten Großorganisationen und Großunternehmen, sondern von den neu gegründeten Universitäten und Bildungseinrichtungen ausging und dass zu den Trägern der industriekulturellen Bewegung nicht etwa die katholische Kirche oder die sozialdemokratische Arbeiterbewegung, sondern das zunächst rudimentär, dann aber rasch und stark anwachsende Ausbildungsbürgertum zählte – sozusagen die erste Generation der neuen sozialen Mitte im Ruhrgebiet.

Richtige Durchschlagskraft entwickelte die industriekulturelle Bewegung erst, als sich zu Ende der achtziger Jahre unter der Obhut der Internationalen Bauausstellung Emscher Park Historiker, Architekten und Stadtplaner – Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur – enger miteinander verbanden. Wie häufig spielte dabei der Zeitgeist eine tragende Rolle. Es war die hohe Zeit der Architektur, in der damals viele das kulturelle Leitmedium der Zukunft sahen; speziell die Garantinnen für die Neuerfindung von Räumen und Regionen und für urbane Innovation.

Von diesem Architekturhype, der mittlerweile vorbei ist, hat die Industriekultur im Ruhrgebiet stark profitiert. Von hierher erklärt sich der zukunftsfrohe Optimismus, mit dem die Planer der IBA neben der ohnehin großen Bandbreite ihrer Aufgaben auch noch die Industriekultur zu ihrem Meta- und Megathema machten.

Mit der IBA kam das Geld und damit ein weiterer starker Impuls für die Selbstbewusstwerdung der Region aus dem Geist der Industriekultur. Dieser Impuls richtete sich von vornherein nicht auf bloße Musealisierung der baulichen Hinterlassenschaften der großen Industrie. Er ging weit darüber hinaus. Die oben beschriebene industriekulturelle Philosophie bildete sich aus. Ihr Ziel war, wie Karl Ganser das einmal ausdrückte, ein postmoderner „Mythos Montan“ als Kern regionaler Identität und vor allem als ein wesentliches Agens für die künftige Standortbestimmung des Ruhrgebiets.

Damit war Industriekultur mehr als pure Vergangenheitspflege. Dahinter stand und steht ein Bündel von Zielen, ein komplexes Geflecht von Ansprüchen, das vieles umschließt: Historische Identitätsstiftung genauso wie ökologische und ökonomische Erneuerung, urbane Regeneration ebenso wie kulturelle Qualifizierung.

Ob dieser Anspruch mit der Wirklichkeit zur Deckung zu bringen ist, dieser Frage soll in den fünf folgenden Feststellungen nachgegangen werden:

1. Schon die Ausgangshypothese des industriekulturellen Ansatzes, das Ruhrgebiet sei in toto eine künstliche Region, ein reines Produkt von Industrie und Industrialisierung, ist eine historische Halbwahrheit. Sie führt dazu, dass die Bedeutung der vorindustriellen Zeit und damit die Tradition einer ganzen Reihe von Städten und Gemeinden an Rhein und Ruhr weit unterschätzt, ja oftmals ausgeblendet wird.

Denn im Unterschied zur Emscherzone, deren Urbanität in der Tat allein von der In-

\* Vortrag, gehalten am 22. Januar 2003 bei einer Veranstaltung des Wissenschaftszentrums NRW im Kontext der Ausstellung „RheinRuhrCity - Die unentdeckte Metropole“, die im NRW-Forum Kultur und Wirtschaft in Düsseldorf gezeigt wurde.

dustrie bestimmt worden ist, weist die Hellweg-Zone des Ruhrgebiets eine starke vorindustrielle Prägung auf – mit teils über tausendjähriger stadtgeschichtlicher Tradition und einem eigenständigen Wirtschaftsleben unterschiedlicher Differenzierungen. Der urbane Eigensinn (oftmals in der Erscheinungsform der kommunalen Eigensucht), der hier gewachsen ist, hat Städte wie Duisburg, Essen, Bochum und Dortmund auch in den Phasen der Hochindustrialisierung nicht verlassen.

Nie waren diese Städte in gleicher Weise Spielball großindustrieller Interessen wie die Industriedörfer beiderseits der Emscher. Nicht zufällig wurden später am Hellweg die meisten städtebaulichen Großprojekte verwirklicht, lagen hier die Schwerpunkte von Handel, Banken und Versicherungen.

Nicht von ungefähr sind diese Städte heute Universitätsstädte, in denen die Bildungsbeteiligung höher, die Diversifizierung anspruchsvoller Berufe stärker und die kulturellen Aktivitäten deutlicher ausgeprägt sind als in der Emscherzone.

Man muss kein Prophet sein um zu sagen, dass hier auch in Zukunft die wichtigen Stärken des Ruhrgebiets liegen und sehr ertragreiche Kompetenzfelder – beispielsweise für neue Wirtschaftsbranchen und auch für die Kultur. Wer das nicht hinreichend beachtet, zeigt sich nicht nur historisch blind, er kann auch in der Alltagspraxis bittere Erfahrungen machen.

Das jüngste Beispiel dafür ist die Ruhrtriennale. Nach einigen Misserfolgen im Jahre 2002 wird sie ihre Aktivitäten auf die Hauptspielorte Bochum und Duisburg beschränken. Das hat gute Gründe. Man habe, wie die Süddeutsche Zeitung jüngst schrieb, „die Anziehungskraft der industriekulturellen Spielorte in jenen Städten unterschätzt, in denen anspruchsvolle Kultur keine Verankerung habe“. „Bottrop“, so die Zeitung, „war mit Peter Sellars überfordert, Bochum wäre es nicht gewesen“.

Um es mit Jan Assmann auszudrücken: Das kulturelle Gedächtnis reicht weiter und tiefer als die kollektive Erinnerung und vergisst nur langsam. Das Ruhrgebiet sollte sein kulturelles Gedächtnis pflegen – jenseits, aber auch diesseits der industriegeschichtlichen Epoche.

2. Denn der „Angriff der Industriegeschichte auf die übrige Zeit“ trifft nicht nur die vorindustrielle Phase. Er überrollt auch die Jahrzehnte nach 1945. So sind die Aufbaujahre des Reviers, die Geschichte des Strukturwandels und nicht zuletzt die Bildungsgeschichte des Ruhrgebiets noch kaum in den Blick geraten – weder in der öffentlichen Meinung und auch nicht in der Wissenschaft.

Viele von uns stehen deshalb staunend vor dem Phänomen, dass das Ruhrgebiet heute über eine ausgeprägte Angestellten-gesellschaft verfügt, über eine neue soziale Mitte mit einer Fülle bürgerlicher Berufe. Dieser fulminante Modernisierungsprozess ist weder in Eigenperspektive der Menschen an Rhein und Ruhr noch gar in der Fremdwahrnehmung ausreichend präsent. Hier wie dort dominieren die alten industriekulturell geprägten Bilder und Stereotype.

Das Rauchschwaden-Image der Region und das Malocher-Image seiner Bevölkerung mögen im gleißenden Licht der IBA-Projekte ästhetisch ansprechender und künstlerisch anspruchsvoller geworden sein, verschwunden sind sie nicht. Für auswärtige Besucher bleibt auch das neue Ruhrgebiet noch immer in erster Linie mit Kohle und Stahl verbunden. Dass die Industriekultur in den öffentlichen Äußerungen der Ruhrgebiets-Eliten, im Erscheinungsbild und im Marketing der Region einen so großen Einfluss hat, verstärkt diesen Eindruck eher, als dass es ihn mindert.

Bezeichnend ist auch, dass die baulichen Zeugnisse der Aufbaujahre wenig gelten – und das in einer Region, in der die Architektur durch die Aktivitäten der IBA Emscher Park stark aufgewertet wurde.

So hat beispielsweise Bochum eines der wenigen intakten Ensembles der fünfziger Jahre-Architektur mitten in seiner Innenstadt durch postmoderne bauliche Beliebigkeiten ersetzt und im Duisburger Zentrum verschwindet jetzt mit der Mercatorhalle ein prägnanter Bau der sechziger Jahre zu Gunsten eines Kongresszentrums mit Spielkasino.

Die Mercatorhalle, so die Ansicht der ansonsten sehr sensiblen Denkmalschützer, habe einen „architektonisch nicht ganz so prägnanten Denkmalwert“. Man darf spekulieren, was aus berufenem Munde gesagt worden wäre, wenn es sich um den Abriss eines Malakowturms gehandelt hätte.

Wie zäh sich die alten Bilder halten, zeigt sich manchmal auch zwischen den Zeilen der Berichterstattung etwa über die Kultur der Region. So, wenn es im Fazit der Süddeutschen Zeitung über die erste Triennale-Saison verräterisch heißt, dass das Revier „dem Festcharakter traditioneller Hochkultur gewissermaßen mit aufgekremelten Ärmeln und offenem Kragen gegenüberstehe“.

Viel größere Scheuklappen kann man gar nicht tragen angesichts einer Region, die heute zu den bedeutenden Wissenschaftsregionen Europas zählt und die seit Jahrzehnten gerade kulturell viel Klasse vorzuweisen hat – beispielsweise mit Bochum eine der anerkanntesten deutschen Sprechbühnen, mit Essen eine der besten Opern Deutschlands und nicht zuletzt mit einem Bestand an zeitgenössischer bildender Kunst, der mühelos mit den Beständen mithalten könnte, die jetzt in der Münchener Pinakothek der Moderne für so viel öffentliche Furore sorgen.

3. Industriekultur im Ruhrgebiet: Das ist nicht nur die historische Hegemonie einer Epoche, sondern auch die kulturelle Hegemonie einer bestimmten Deutungselite – einer Generation von Historikern, Kultur- und Sozialwissenschaftlern, Architekten und Stadtplanern heute mittleren Alters, die als 68er und Nach-68er zu beschreiben, sicherlich nicht ganz falsch ist.

So groß die Verdienste dieser Generation um Geschichtskultur und Identität im Ruhrgebiet auch immer sein mögen, so sehr ist sie mittlerweile in einem Traditionalismus ihrer selbst erstarrt, der immer die gleichen Fragestellungen und nur leicht variierende Antworten produziert. Beispielhaft dafür ist Historama, das große Ruhrgebiet-Geschichtsevent zur Jahrtausendwende. Themen wie

„Unternehmerschaft und Arbeiterschaft in der Montanindustrie“, „Verfolgt und marginalisiert im Nationalsozialismus“, „Frauenalltag im Ruhrgebiet“ beherrschten seinerzeit das Feld und damit die nicht mehr ganz taufische Sozial- und Alltagsgeschichte der 80er Jahre ergänzt durch die unvermeidliche Aufarbeitung der NS-Vergangenheit.

Das alles wurde mit großem Elan in Szene gesetzt, aber bei den zahlreichen Veranstaltungen blieb man dann doch meistens unter sich. Die jüngere Generation im Ruhrgebiet wurde durch Historama und seinen industriekulturellen Ansatz nicht wirklich berührt.

Denn den unter dreißigjährigen Revierbürgern ist offenbar die spezielle Ader der Älteren für das alte Revier und seine traditionellen Milieus – die Katholische Kirche und die sozialdemokratische Arbeiterbewegung – abhanden gekommen. „Bildung kann auch zerstörerisch wirken“, so hat Klaus Tenfelde diesen Sachverhalt kürzlich noch bündig kommentiert.

Zerstörung kann aber auch befreiend sein, so möchte man ergänzen, weil auch jene „gewisse Bürgerlichkeit wider Willen“, von der Klaus Tenfelde ebenfalls gesprochen hat, kaum noch vorhanden ist. Damit verschwindet jenes Minderwertigkeitsgefühl, das man beobachten konnte, wenn ältere Vertreterinnen und Vertreter der neubürgerlichen Schichten aus dem Ruhrgebiet mit ihresgleichen aus anderen Ballungsräumen zusammen kamen.

Nüchtern und pragmatisch hat sich die jüngere Generation in ihrer eigenen Welt an Rhein und Ruhr eingerichtet. Es ist eine Parallelwelt zur industriekulturellen Szene der Älteren; eine Welt, in die Zeitschriften wie „Smag“, „Prinz“ und „Coolibri“ tiefere Einblicke geben. Sie ist im übrigen genauso up to date wie die Jugendszenen in anderen deutschen und ausländischen Metropolen und auch ebenso bunt und schrill.

Eine reflektierte Ruhrgebietsidentität im Sinne des industriekulturellen Ansatzes haben die unter Dreißigjährigen im Ruhrgebiet kaum ausgeprägt und wohl auch nicht nötig. Ganz unbekümmert sprechen sie davon, dass sie aus dem „Pott“ kommen und dass ihre angestesteten „Locations“ in aufgelassenen Industriebauwerken zu finden sind – in der „Zeche“ in Bochum, der Turbinenhalle Oberhausen oder der „Kae“ in Gelsenkirchen.

Keine noch so künstlerisch gestaltete Landmarke, keine Maschinenhalle mit Parkettboden würde sie aber davon abhalten, in andere Regionen abzuwandern, was sie leider viel zu oft tun. Denn es fehlt der Region an Dynamik, vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht und die Beschwörung einstiger Größe ist nicht das probate Mittel, diese herbeizuzaubern, selbst wenn man so stil- und glanzvolle Inszenierungen bietet, wie das die IBA-Emscher Park getan hat.

4. Die IBA-Emscher Park war bis zu ihrem fulminanten Ende im Jahre 1999 das programmatische, kommunikative und finanzielle Rückrat der Industriekultur im Ruhrgebiet. Als einfallsreiche Bildproduzentin und als Promotorin eines Image-Wandels der Region hat die Bauausstellung Furore gemacht. Sie war und bleibt das gehätschelte Lieblingskind der internationalen Architekturdisk-

kussion und der überregionalen Feuilletons. Was ihre Aktivitäten bei der Renaturierung der Emscher und der touristischen Erschließung des Rhein-Herne-Kanals anbetrifft, was die Vorreiterrolle beim ökologischen und wirtschaftlichen Bauen angeht, muss man der Internationalen Bauausstellung hohen Respekt zollen. Andererseits ist aus einem ihrer Hauptprojekte, der Route der Industriekultur, eben keine Route der Innovation geworden.

Das hat dazu geführt, dass die Gloriole um die IBA langsam verblasst. Kritik kommt auf – noch nicht laut, aber vernehmlich. Sie betrifft nicht nur die Tatsache, dass das Hauptspielfeld der IBA, die Emscherregion, eben nicht mit und durch Industriekultur blüht und gedeiht.

Diese Region ist nach wie vor die Problemregion in einem zunehmend problematischeren Ruhrgebiet – mit einem weit unterdurchschnittlichen Wirtschaftswachstum, mit stark überdurchschnittlicher Arbeitslosigkeit, erschreckenden demographischen Aussichten und mit rekordverdächtigem Abwanderung gerader junger gebildeter Menschen. Deren industriekulturelle Wurzeln reichen offenbar nicht so tief, als dass sie nicht in anderen Regionen ihr Glück suchten.

Die Kritik an der IBA entzündet sich aber nicht nur an der fehlenden wirtschaftlichen Dynamik, die aus ihren Aktivitäten erwuchs. Bemängelt wird vor allem auch die Zeitgeistigkeit mancher Projekte und die geringe Nachhaltigkeit bei außerordentlich hohen Folgekosten. So spricht Jörg Meißner von Hochglanzprojekten, ja, von einem regelrechten Blendwerk an Schauffassaden, die zwar einen „Popularitätsstrudel“ erzeugen, die endogenen Kräfte der Region aber nicht wirklich und nachhaltig hätten wecken können.

Das habe, wie der Hagener Museumsdirektor Michael Fehr ergänzt, vor allem auch damit zu tun, dass die von der IBA definierten Monumente nur in Ausnahmefällen innerhalb der Lebenszentren des Ruhrgebiets (also in der Hellwegzone) liegen, dass die IBA vielmehr neue Zentren festgeschrieben habe – in der obsolet gewordenen Montanstruktur an Emscher und Lippe.

Weniger Industriekultur vom Typ IBA – so meine Schlussfolgerung – wäre da vermutlich mehr gewesen, hätte dem Ruhrgebiet und seinen historischen Lebensadern mehr entsprochen, regionale Identitäten stärker gefördert und vermutlich auch weniger Geld gekostet.

5. Die hier geäußerte deutliche Kritik richtet sich gegen einen überspannenden industriekulturellen Ansatz. Beim Finale der IBA gipfelte er in dem Vorschlag Karl Gansers, aus Teilen des Ruhrgebiets einen „Nationalpark der Industriekultur“ zu machen. Die Kritik richtet sich aber nicht gegen die sorgsame und gewissenhafte Pflege des industriekulturellen Erbes der Region. Das Ruhrgebiet darf seine industriegeschichtliche Vergangenheit nicht verleugnen und kann das im Übrigen auch gar nicht. Auch diese Vergangenheit vergeht nicht, sie gehört zu dieser Region und gibt ihr ein eigenes Profil, das sie von anderen Ballungsräumen deutlich unterscheidet.

Aber mit den urbanen Traditionen der Hellwegstädte verfügt das Ruhrgebiet auch über eine ganz andere Geschichte; eine Geschichte, die in der Industriegeschichte nicht aufgeht. Hier und in der Nachkriegsgeschichte, vor allem der Bildungsgeschichte nach 1945, hat die Region Kräfte entwickelt, die man pflegen und stimulieren sollte, um aus ihren Stärken wirklich neue Chancen zu gewinnen.

Im übrigen: Man mag es sich gar nicht wünschen, dass der „Mythos Montan“ an Rhein und Ruhr neuerlich durchschlägt. Das nämlich verlängerte auch die Mentalität der alten Industriegesellschaft in die neue Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft hinein. Die Identität, die daraus erwächst, mag möglicherweise in ihren Grundwerten solidarischer sein, in jedem Falle ist es aber eine inflexible, an der Behäbigkeit großer Organisationen orientierte Identität.

In ihr sind Selbstständigkeit und Selbstverantwortung, sind Phantasie und Kreativität nur schwach verankert. Damit entfallen die Kernsubstanzen, die man zur Bildung innovativer Milieus benötigt. Und solche innovative Milieus sind bekanntlich – so hat es jüngst noch eine große Tagung des Wissenschaftszentrums Düsseldorf verdeutlicht – die entscheidenden Voraussetzungen von moderner Urbanität im 21. Jahrhundert.

Außerdem: Man trifft auf die oben beschriebenen Mentalitäten und Identitäten ohnehin noch all zu oft im Ruhrgebiet – und das nicht nur in der Bevölkerung, sondern gerade auch bei den Eliten an Rhein und Ruhr.

„München stützte sich auf den freien Markt, das Ruhrgebiet verließ sich auf die öffentlichen Gelder“, dieser Satz eines eigentlich wohlwollenden ausländischen Beobachters wie Peter Hall spricht für sich.

Und – um in diesem Städtevergleich zu bleiben – es spricht auch Bände, wenn reiche Münchener Bürger mit ihrem privaten Geld den Bau der Pinakothek der Moderne in München ermöglichen, während große Unternehmen an der Ruhr mit ihrem Geld eine private Universität bauen – allerdings nicht im Ruhrgebiet, sondern in Berlin.

Zurück zur Industriekultur, vor allem zur Industriearchitektur. Letztere hat nur dann eine wirklich zweite Chance und diese auch verdient, wenn sie weder musealisiert noch in ihrer Nutzung allein touristisch festgeschrieben wird.

Anders gesagt: Die Kathedralen der Arbeit dürfen nicht leer bleiben. Es muss in ihnen auch wirklich gearbeitet werden und zwar mit neuen Perspektiven.

Das gute Beispiel dafür ist die Zeche Zollverein in Essen. Als Zukunftsstandort für Design, Kunst und Kultur könnte sie, wie Andreas Rossmann von der FAZ richtig schreibt, „zum Prototyp einer neuen Generation historischer Orte werden, deren ökonomische Basis grundlegend transformiert wird“.

Ein solches Beispiel kann aber nicht überall wiederholt werden – schon wegen der erheblichen Kosten und Folgekosten nicht. Daher soll man genau und sparsam auswählen, was man erhalten will. Damit sich die Industriekultur nicht vom Erbe zu einer Hypothek, vom Nutzen zum Nachteil für das Ruhrgebiet auswirkt.

Deshalb ist es auch ein Holzweg, den Emscherraum zu einem Zentrum für hauptsächlich touristisch genutzte Industriekultur zu stilisieren. Viel überzeugender ist da schon der Vorschlag des Essener Geographen und Landeskundlers Hans-Werner Wehling.

Wehling sieht in der Emscherzone das ideale Beispiel „für ein weitgehend offenes Urbanisations- und Experimentierfeld für neue Verkehrssysteme, für Konzentrationen des großflächigen Einzelhandels und Logistikzentren mit überregionalen Einzugsbereichen und auch für Großanlagen der Kultur und Unterhaltung – beispielsweise im Zusammenhang mit den Olympischen Spielen 2012“.

Wehling wird in dieser Hinsicht von niemand Geringerem als von Richard Sennett unterstützt. In einem Interview über das Ruhrgebiet sagte der weltbekannte Soziologe kürzlich mit Blick auf erfolgreiche Unternehmensgründungen im Silicon Valley und in Irland: „Man denkt, wenn etwas eine besonders reichhaltige Geschichte hat, dann wird es umso mehr Leute geben, die kaufen wollen. Das Gegenteil ist der Fall. Man will neutrales Gelände kaufen und das ist auch vollkommen einleuchtend. Wenn man ein Unternehmen gründen möchte, dann will man nicht, dass die historischen Geister plötzlich auftauchen und sich beschweren: 'So könnt ihr das nicht machen' oder 'das ist aber nicht typisch für die Region'.“

Ganz bestimmt nicht typisch für den Emscherraum ist das Centro in Oberhausen. Das Einkaufszentrum trug und trägt kaum zur Musealisierung der Region bei und schon gar nicht zur Identitätsstiftung im Sinne des industriekulturellen Ansatzes. Doch ob es den Intellektuellen, ob es der internationalen Architekturdiskussion oder den überregionalen Feuilletons passt oder nicht:

Das Centro in Oberhausen schafft Arbeitsplätze und die Leute gehen gerne hin. Damit haben Stadt und Region ihre nicht gerade üppigen Chancen nicht schlecht genutzt – selbst wenn da, wo das Einkaufszentrum heute steht, Tabula rasa mit dem industriegeschichtlichen Erbe gemacht wurde.

#### Redaktionelle Anmerkung:

Mit dem industriellen Erbe setzt sich auch Roland Günter immer wieder auseinander. Seine jüngst vorgetragenen Überlegungen\*, z.T. verbunden mit einer Kritik an den Ausführungen Heinemanns, finden Sie in der Online-Bibliothek des Forums Geschichtskultur unter <http://www.geschichtskultur-ruhr.de/medien/index.html>

\* 10 Jahre IBA – und was nun? Perspektiven für die Region nach der IBA gehalten bei der Jahreshauptversammlung des Bund Deutscher Architekten rechter Niederrhein, 30. Januar 2003, im Lehmbruck Museum Duisburg

#### Lebenswelt „Stadt-Landschaft“

gehalten während der Messe „Unendliche Weite. Die Leitbildmesse von Städtereise Ruhr 2030“, 5. Februar 2003, im Choreographischen Zentrum Zeche Zollverein Essen.